

# Über neuere Dichtung in Österreich

Autor(en): **Freiberg, Siegfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 1

PDF erstellt am: **19.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853333>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Über neuere Dichtung in Österreich

von Siegfried Freiberg

Was österreichische Dichtung ist, hat immer etwas vom hiesigen Himmel mit. Nicht nur Dinge aus der Landschaft sind mit einbezogen; die Beziehungen der Menschen zu den Dingen und das Wirken der Dinge auf die Seele.

Die Ufer des Himmels umfassen weit, wie die Wiener Landschaft, und anders wieder sparsam und innig, wie die Täler der Alpen, das Land österreichischer Dichtung. Nicht selten muß man hier von einem Buche sagen: in ihm sind Himmel und Erde richtig gemischt. Dann noch etwas Blume, Liebe, Farbe, und der Schimmer der Zeit in der Fülle der Ewigkeit.

« Und was gestern und heute in weiterer Konsequenz als Modelinie gilt, Tempo-Snobismus, Knappheitsprotz, Boxverklärung, Kriminalverehrung, das kann keine Seele aufregen, die noch den leisen Zusammenhang mit einer Landschaft hat, » so sagt Franz Werfel anlässlich des 50. Geburtstags von Albert v. Trentini. Näher dem Osten hat man trotz allem mehr Zeit und mehr Liebe, Rosen und Weihrauch. Man kann noch grübeln, auskosten und glauben. Der Dichter kommt vom Glück her, auf dem Weg, der zwischen Erinnern und Sehnsucht liegt.

Der Weg von innen nach innen ohne Gesicht für das Äußerliche ist für viele unserer Dichter charakteristisch. Jede tiefere Erkenntnis, jedes seelische Leid treibt das Wesen des Dichters, immer mit der Begabung aus Blut und Charakter von Anfang an zur größeren Vollkommenheit. (Darum sieht man so viel mehr Versprechen als Erfüllung in Österreich.) Von höherer Stufe des Seins wirkt das Werk, nicht von ebener Wanderung in der Zeit, nicht vom Emporklimmen des Willens und der Erraffung.

Nichts könnte das deutlicher bezeugen als der Weg Hofmannsthals von seinen ersten Frühwerken bis zu dem so bedeutsamen *Turm*,<sup>1)</sup> nichts ist bezeichnender dafür als die Geduld Rilkes und sein Bezwingen im Erwarten, das traumwandelnde Dahinschreiten Trakls, sein Werk einer unerhörten mythischen Einheitlichkeit, das Aufsichselbst-

<sup>1)</sup> S. Fischer, Verlag, Berlin.

gestelltsein Franz Werfels, das Sichfinden Max Mells im Geiste des Volks, die Treue Schnitzlers zu seiner Zeit.

Der junge Prinz Sigismund, der wie ein Tier Gefangene des *Turms*, ist im gleichen Alter der Jünglinge und Helden frühester Stücke Hofmannsthals. Aber er ähnelt ihnen wenig. Seine Welt ist eine Einheit jeden Moment und nicht mehr gebrochen in viele Strahlungen seines Geistes. Seine «Seele hat leiden müssen, um sich zu erheben – und alles andre war eitel».

Alle, an die der Königssohn gerät, wollen ihn nur als Werkzeug, die ihn zu lieben vorgeben, wollen ihn formen nach ihrem Sinn. Julian, der Gouverneur des Turms, der den Prinzen um seiner ehrgeizigen Pläne willen vom Tode rettet, der Vater, immer ein Tyrann («Wer bist du, Satan, der mir Vater und Mutter unterschlägt?»), Olivier, der studierte Soldat, der die untersten Massen an sich reißt und ihn schließlich tötet. Der wahre König unter ihnen, der Menschenfürst, er hat sich selbst gefunden. «Du hast mich in Stroh gelegt wie einen Apfel, und ich bin reif geworden.» Er gleitet weg über den Einsturz dieser Welt, er weiß seinen Platz, aber der ist nicht dort, wo sie ihn haben wollen. Jede seiner Äußerungen weist in die Tiefe. Zur Regentschaft geholt, halbnackt und in Lumpen, ist er fremd und scheu wie zuvor. Er soll seine Macht kundtun, er fragt nur: «Woher so viele Gewalt?» «Alle, die mir freund sind, sollen beisammenbleiben.» Er will lieber mit ihnen gehen und den suchen, den sie geschleift haben. Nichts ist ihm jetzt wichtiger als der Nächste. Christus am Kreuz, das geschlachtete Tier und sein Schicksal, er bringt es nicht mehr auseinander. Immer sehnt er sich, Menschen verbunden zu sein, und sie haben für ihn nichts als den Tod. «Gebet Zeugnis, ich war da, wenngleich mich niemand erkannt hat.» Das sind die letzten Worte eines an der Welt Todwunden, die tiefste Traurigkeit durchzittert diese vollkommene Dichtung von überzeitlicher Gültigkeit.

Max Mell kommt von Hofmannsthal her. Dessen *Welttheater* und *Jedermann* waren für Mell richtunggebend. Er weiß von seiner Begründung im Volke, sein Dichten ist diesem gewidmet. Aus reiner und mitfühlender Hand kommt sein Werk. Auch der Schloßherr im *Nachfolge Christi-Spiel*,<sup>1)</sup> der von Plünderern wie Christus ans Kreuz geschlagen wird, ist ein passiver Held. Auch er siegt durch innere Kraft. Aber er besiegt seine Gegner. Mell will am Ende mehr als eine innere Überlegenheit. Das unterscheidet den Schloßherrn von Sigismund, das

---

<sup>1)</sup> Verlag der Bremer Presse, München 1928.

unterscheidet Mell von Hofmannsthal. Ist Hofmannsthal konsequenter in der Führung der Handlung, so ist Mell aus seiner Religion heraus immer zu einer bejahenden Lösung getrieben, wenn auch durch einen fast Wunder scheinenden Vollzug. Ein Wunder, das er uns zeigt, ist gar nicht so fern von uns, wenn wir reinen Herzens, gläubig und Liebende sind. Aber die Verstockten und Verfinsterten brauchen es, sie soll es erschüttern. Der plötzliche Tod des Schloßherrn erschüttert die Plündernden, sie begreifen das Wunder, sind überwältigt von Höherem, mit dem Natürlichsten haben sie nicht gerechnet. Etwas vom großen Erlösungswerk des Heilandes kommt über sie, wie über die Raubgesellen im *Apostel-Spiel*,<sup>1)</sup> die in das Wunder hineintappen, wie in eine eigene Falle. Sie haben die Hand zum Wunder gereicht und haben sich dem Mädchen, auf dessen Leichtgläubigkeit bauend, als die heiligen Apostel vorgestellt. Das Mädchen glaubt wirklich an sie. Aber: es bezaubert sie durch ihren Glauben, durch ihre innige Liebe. Welcher von ihnen könnte nun noch nach dieser Beschämung an den geplanten Raub und Mord denken? Einfach, bildhaft und packend ist die Gestaltung Mells, dem Theater gemäß. Seine Stücke sind für ein ganzes Volk unmittelbar zu erleben und zu begreifen. In Form, Dinghaftigkeit und dramatischer Wucht des Geschehens ein Stück vergangener Jahrhunderte, in der tiefen Symbolik, der lebendigen Charakterisierung von Personen und Verhältnissen Stücke unserer Zeit. In aller Menschen Seele ist Gott! Sie verstehen nur nicht, ihn zu hören. «Also mehret die göttlichen Dinge auf der Welt!» Durch Mells Stücke ist es getan – und klar gemacht: «Der Herr hat die Welt nicht verworfen, aber an uns ist das Auferstehn!»

Mell kommt zum Volke, Richard Billinger kommt unmittelbar aus dem Volke. Ihn drückt keine philosophische Erkenntnis und keine noch so verborgene Tendenz. Er kommt nicht aus dem Geiste, sondern aus der Erde des Landes, er ragt empor, einfach, ein Baum seines oberösterreichischen Waldes, hart und zugleich versponnen in Märchen und Zauber, greift spontan das ihn zunächst Bedrückende aus den Geschicken seiner begrenzten Welt heraus, aus dem unendlichen Vorrat von Stoffen, die sie ihm darreicht, mit Knechten und Mägden, Bettlern und Schlaflosen, Mondsüchtigen und Perchten, mit den vielen Tieren von den Rossen bis zu den Schweinen. Eine urtümliche Natur, die sich vor allem in seinen Versen kundgibt,<sup>2)</sup> in ihrem neuen erfrischen-

<sup>1)</sup> Insel-Verlag, Leipzig.

<sup>2)</sup> *Über die Äcker*. Rowohlt, Berlin 1922. Eine neue Sammlung von Gedichten im Insel-Verlag, Leipzig 1928. *Das Perchtenspiel*, ebenda 1929.

den und unsagbar naiv wohligen Ton, ein Zauber, den man kaum erklären kann. Der Rhythmus des einfachen Schreitens über die Schollen ist darin und die Bezauberung der heimlichen Seen in den Furchen dazwischen, der Spiegel der Sonne, der Wolken, der Seele.

Ein Zicklein schwebt in meine Hand  
Die Wiese wächst in mein Gewand...

Ich will aus meinen Schuhen fliehn  
Ich will zu meinen Kühen ziehn  
Ganz still in ihrem Schatten ruhn.  
Mit den sanften Händen,  
Um mich zu vollenden  
Das Herz aus seinem Tabernakel tun.

Seine Schilderungen eines Gewitters, einer Mondnacht, des Schicksals einer Magd, einer Auszüglerin usw. sind bisher unerhört. Das *Perchtenspiel*, das nach Max Mells *Apostelspiel* nun auch seinen Platz bei den Salzburger Festspielen hatte, läßt die Welt der ungeschlachten, erdigen Menschen mit der Welt der Tanzgeister und Gespenster zusammengeraten. Dieser Stoff, der nur im einzelnen an Motive aus *Peer Gynt*, aus der *Versunkenen Glocke*, aus *Undine* gemahnt, war hier in die Hand eines problemlosen Menschen gegeben. Ein Kind, ist er zugleich verwandt den Bauern, mit der natürlichen Sehnsucht des Riesen nach den zarten, tanzenden Wesen eines anderen Reichs.

In gleichem Atem mit dem Oberösterreich Billinger nennt man eine steirische Dichterin, Paula Grogger. Max Mell hat zuerst mit sicherem Gefühl auf sie hingewiesen und über das Eigenmächtige ihrer starken Begabung herrscht auch über Österreich hinaus kein Zweifel. Wie viel Leben in diesem groß angelegten Roman *Das Grimmingtor*<sup>1)</sup> bezwungen ist, wie viele Schicksale uns unmittelbar ansprechen, das läßt sich nicht kurz wiedergeben, aber man wird in dieser Dichtung umbraust von den starken, berührt von den zarten Tönen dieses Geschehens. Noch mehr als der ausführliche Roman erschüttert eine Novelle geringen Umfangs. In den *Sternsingern*<sup>2)</sup> hat Paula Grogger das Geschehen in eine notwendige äußere Form gepackt, die den Leser fast vergewaltigt. Die Härte der Sprache, die Unmittelbarkeit der Handlung, ihre deutungs- und reflexionslose Wiedergabe, die aus eigener Kraft an uns prallenden Dinge beweisen eine außergewöhnliche Darstellungskunst. Mit einer unerhörten Strenge räumt sich die Grogger alles aus dem Weg, was äußerliche Wirkung ist, was ein anderes als ein echtes Gefühl

<sup>1)</sup> Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1926.

<sup>2)</sup> Ebenda 1928.

erzeugt. Um diese Kinder, die zum Heidenbischof ausziehen, vor ihm zu singen, und von denen das Mohrenbübel auf ihrem beschwerlichen Heimweg untergeht, wirkt eine so schwere, aber reine Tragik, daß sich jede Sentimentalität, die der Stoff bieten könnte, sofort verliert. Das Ganze ist obendrein in eine etwas merkwürdig fremde und bald wieder nah anmutende Stimmung, die richtige Atmosphäre der Legende, gehoben.

Dennoch hat mich eine Novelle, freilich ganz anderer seelischer Grundlagen, leichter entgegenkommend und beweglicher Natur, ebenso gefesselt. Man fragt sich zuerst, was in Schnitzlers neuer Novelle *Spiel im Morgengrauen*<sup>1)</sup> noch immer die als geckenhaft bekannte, tändelnde und mit gleicher Romantik wie Todtraurigkeit umwehte Gestalt des Wiener Leutnants vergangener Tage will, aber man fragt bald nicht mehr, vergißt die uns heute notwendiger erscheinenden Probleme, ist im Bann des unvergleichlichen Stimmungsmachers und läßt sich mitreißen in die Bedrängnis, durchrast mit dem Spieler die Stunden der Nacht und ist auf einmal nicht mehr da, ganz fern wie er, tot, hinüber in den Nebeln noch vor Tagesanbruch. Schnitzlers neuer Roman *Therese*<sup>2)</sup> ist eine ausführliche und traurige Chronik eines Frauenlebens, Tag für Tag ist eingezeichnet wie in das Logbuch eines schwankenden und zuletzt untergehenden Schiffes. Der letzte Teil des Romans siegt über die Breite des Anfangs und die fühlbare Flüchtigkeit der Niederschrift.

Alexander Lernet-Holenia findet den innigsten Ausdruck, da er den Tod Rilkes besingt.<sup>3)</sup> Eine eminente Theaterbegabung zeigt sich in seinen Stücken vom *Demetrius* bis zum jüngsten *Parforce*. In den Gesellschaftskomödien (*Österr. Komödie*) finden sich überall die bekannten österreichischen Verhältnisse, Fehler und Schwachheiten der Gesellschaft in überaus witziger Weise verspottet. Da wirrt es nur so von Situationskomik, zweifelhafte und verzerrte Momente hängen in überspitzten Motiven, alles überstürzt sich, die verschiedensten Linien des Geschehens verknüpfen sich zu einem Knäuel, kaleidoskopartig wird das Unnatürliche natürlich und umgekehrt. Die *Commedia dell'arte* führt hier ein hiezu besonders befähigter Dichter neu auf den Plan.

Walther Eidlitz formt aus dem uralten Mythos von allem Menschen- und Weltleben: das Ringen zwischen Licht und Dunkel. Um Moses Seele im Leib seines Volkes ringt der strahlende Erzengel Michael

<sup>1)</sup> S. Fischer.

<sup>2)</sup> Ebenda.

<sup>3)</sup> In dem Gedichtband *Das Geheimnis Sankt Michaels*. S. Fischer, Berlin 1927.

und der dunkle Erdgeist, sein Widersacher Ahrimann. Eidlitz ist in dieser Dichtung<sup>1)</sup> der Seher, der den Lauscher hinausführt über die Grenzen des irdischen Tags in das Dämmer und Zwielight der Urwelt.

Während die Lyriker der vorigen Generation vielfach ihr lyrisches Schaffen beschlossen haben, wie es scheint, so rücken eben jetzt wieder Dichter dieses Alters mit ihren ersten Gedichtbänden an die Öffentlichkeit. So Max Fleischer, der die kostbaren Stunden aus zwanzig Jahren an die Sammlung von Nachdichtungen chinesischer Lyrik, den *Porzellan-Pavillon*<sup>2)</sup> gewandt hat, ein Werk, das, dadurch schon ein eigenes, aus eigener Dichterkraft stammt. Fern der Zeit laut donnernder Hämmer, sich überschreiender Stimmen und sich übersteigenden Willens in Kunst und Literatur, ein Buch sensitivsten Erlebens, selbst ein Pavillon aus Porzellan, wie ein heiliger Raum, darein zu flüchten, vielen Bedürfnis ist.

Leichter geht es einem bei Jakob Haringer, der in volksliedhaftem Ton sein Weh aussingt, ein eigenwilliger Dichter, der selbst wie eines seiner Gedichte, abseits und vergessen seine originalen Wege wandelt. Man spürt das ungebändigte Gefühl, den Schmerz ohne Ende, die Liebe am Wort und am Klang, eine gewisse Sentimentalität aus Erinnerung, Heimweh und Sehnsucht. Aber die allzu saloppe Art einzelner früherer Gedichte im *Kind im grauen Haar* ist in *Heimweh*<sup>3)</sup> bedeutend gemildert. Freilich in den Stimmungen, in den so blitzschnell hingetuschten Bildern von Farbe und Klang ist er groß. Und wie seine Überschriften glänzen, so sind Gedanken wie Perlen zwischen den Versen, denen wir uns innig verbunden fühlen.

Ein streng geschnittenes Gesicht tragen die Dinge bei Heinrich Suso Waldeck, einem Fünfziger, dessen Buch<sup>4)</sup> aber uns jünger und elementarer erscheint als manches der Jüngsten. Seine Gedichte gehören zu dem Drama Billingers und der Novelle der Grogger. Alle drei bilden unbewußt eine neue und starke Front, eine ausgesprochen katholische Front. Sie haben nicht wenig zu leiden im eigenen Hause, denn nirgends gibt es so viel dilettierende Künstler und fortschrittfeindliche Kunstfreunde. Diese Art der Verdächtigung von Gleichgesinnten ist für den ferner der Bewegung Stehenden ein gutes Zeichen. Felix Braun hat den glücklichen Augenblick der in plötzlicher Deutlichkeit auftretenden Front einen neuen für Österreich genannt. Viele werden mit ihm dieser

---

<sup>1)</sup> *Kampf im Zwielight*, Paul Zsolnay, Wien 1928.

<sup>2)</sup> Paul Zsolnay, Wien 1929.

<sup>3)</sup> Paul Zsolnay, Wien 1929.

<sup>4)</sup> *Die Antlitzgeschichte*. Officina Vindobonensi. 2. Auflage 1929.

männlichen Kunst, die trotzdem nicht der tiefen Wärme, der Sonne des Glaubens, und darum auch gesunder lieblicher Schönheiten nicht ganz entbehrt, Glück wünschen.

Ein verheißungsvolles Bild der dichterischen Produktion in Österreich ist nun entrollt. Möglichkeiten, die erfüllt sind, und solche, die Licht tragen in die Zukunft: Festigung und Gesundheit, innere Treue und äußeres Unberührtsein gegenüber dem Vergänglichen, Beschlossenheit in den Grenzen, strenges Maß und reine Mittel. Dies hat das kleine, heute nur noch enger gegürtete Land seinen Inwohnern übertragen und seine Künstler werten es als ein besonderes Gut.